



Jürgen Trabant

Die Europäer: zweisprachig wie die alten Römer

Gerade ist Sprache Nr. 24 in die EU aufgenommen worden: das Kroatische. Es kommt damit in den Genuss der europäischen Politik der Bewahrung und Pflege der Sprachen. Die europäischen Grundgesetze sagen nämlich Schönes und Tröstliches über die europäischen Sprachen, zum Beispiel, im Vertrag von Lissabon:

»Sie [die Union] wahrt den Reichtum ihrer kulturellen und sprachlichen Vielfalt und sorgt für den Schutz und die Entwicklung des kulturellen Erbes Europas.«

Dies wird in weiteren Stellungnahmen poetisch erhöht, zum Beispiel so:

»Die harmonische Koexistenz vieler Sprachen in Europa ist ein kraftvolles Symbol für das Streben der Europäischen Union nach Einheit in der Vielfalt, einem der Eckpfeiler des europäischen Aufbauwerks.«

Konkret und weniger poetisch bedeutet das, dass jeder Bürger der EU sich in seiner Sprache an die EU wenden kann, wenn diese eine der 24 offiziellen Sprachen der Union ist, dass die Brüsseler Gesetze in diese offiziellen Sprachen übersetzt werden, dass im Europäischen Parlament in diesen Sprachen gesprochen werden kann und im Prinzip von jeder Sprache in jede andere gedolmetscht wird. Nun also auch ins und aus dem Kroatischen. Durch die vielen Sprachen wird der Sprachendienst der EU immer teurer – im Jahr 2004 waren dies 2,28 Euro pro Europäer, heute ist es vermutlich einiges mehr – und daher zunehmend Zielscheibe der Kritik. Aber wenn man den sprachlichen »Reichtum« schützen und entwickeln will, kostet das eben.

Trotz dieser hohen Stellung der Sprachen und der hohen Kosten, die sie verursachen, ist es nicht weit her mit der »harmonischen Koexistenz« der Sprachen in Europa. So scheint zum Beispiel der Sprachendienst nicht einmal in seinem politischen Kernbereich, im Verkehr zwischen den europäischen und den nationalen Institutionen, zu funktionieren, wie Ulrich Ammon und Jan Kruse gerade

eindringlich gezeigt haben. In der Zentrale werden die entscheidenden Texte zunehmend nur noch auf Englisch verfasst (immer weniger auf Französisch), und offensichtlich hält man dort die Übersetzungen in die verschiedenen Sprachen – oder zumindest ins Deutsche – für eine lästige Aufgabe.¹

Der Übersetzungsdienst von der Zentrale an die Peripherie hatte auch schon in einem ähnlichen Fall, nämlich in der Französischen Revolution nicht funktioniert. In der Anfangsphase der demokratischen Umgestaltung Frankreichs sollten ebenfalls einem vielsprachigen Staatsvolk (in Frankreich wurde neben Französisch auch noch Bretonisch, Flämisch, Deutsch, Okzitanisch, Italienisch, Katalanisch, Baskisch gesprochen) die Ergebnisse der zentralen Entscheidungsprozesse in seinen jeweiligen Sprachen mitgeteilt werden. Allerdings war die Anerkennung der Sprachen Frankreichs kein konstitutiver Bestandteil der Grundwerte des neuen Staates. Alle anderen Sprachen außer dem Französischen galten den aufgeklärten Revolutionären im Grund als rückständige Bauern-dialekte, als Patois. Der Respekt vor den verschiedenen Sprachen Frankreichs war daher nur eine kurzlebige Episode. Die Jakobiner haben ziemlich schnell von der Übersetzungspolitik Abstand genommen und auf die sprachliche Uniformierung der Nation gesetzt. Der »grammairien patriote« Urbain Domergue fordert daher 1794, auf dem Höhepunkt des jakobinischen Terrors:

»La République, une et indivisible, dans son territoire, dans son système politique, doit être une et indivisible dans son langage.«

Die in ihrem Territorium und ihrem politischen System eine und unteilbare Republik muss auch in ihrer Sprache eins und unteilbar sein.

In Frankreich ist die hier geforderte sprachliche Einheit und Unteilbarkeit in ungefähr 150 Jahren erreicht worden.



Europa will aber ausdrücklich nicht jakobinisch sein, wie alle seine politischen Grundsatzserklärungen zu den Sprachen der Union besagen. Eine europäische Einheits-sprache ist – im Gegensatz zur Französischen Revolution – nicht Ziel des »europäischen Aufbauwerks«. Allerdings hat die Macht des Faktischen längst einen europäischen jakobinischen Prozess in Gang gesetzt, der auf die sprachliche Vereinheitlichung der Union hinausläuft. Er wird von einer doppelten Dynamik angetrieben: vom Zentrum her und von den Völkern her.

Was das Zentrum angeht, so wirkt hier ein robuster Jakobinismus dessen, was unser Bundespräsident »das praktikable Englisch« nennt: Es gilt zwar die schöne Doktrin vom Reichtum der Sprachen, auf welcher der teure Sprachendienst und mancherlei sprachliche Folklore, wie mehrsprachige Inschriften an den offiziellen Gebäuden in Brüssel, basieren. Doch den Kommissar für die Sprachen hat die EU wieder abserviert, nachdem der sich allzu intensiv für die Sprachen eingesetzt hatte. Vor allem sind die europäischen Beamten und wohl auch die meisten Abgeordneten international orientierte »professionals«, die effizient arbeiten wollen und keine Geduld für zeitaufwendige Symbolpolitik haben. Da sie alle das globale Englisch können, benutzen sie dieses als schnelles und praktisches Kommunikationsinstrument, als *Lingua franca*, wie man jetzt sagt. »Lingua franca« klingt immer, als ob das etwas Großartiges wäre: Eine *Lingua franca*, daran möchte ich doch erinnern, ist aber nur ein kommunikativer Notbehelf, keine Sprache im vollen Sinne des Wortes. Dass in Brüssel faktisch englisch kommuniziert wird, ist eigentlich völlig in Ordnung und auch im Sinne einer effizienten internationalen Governance richtig. Es geht beim Regierungshandeln um das praktische sprachliche Hantieren. Gebraucht wird, was Wilhelm von Humboldt eine »Sprache der Geschäfte« nennt, eine auf ihre kommunikative Funktion reduzierte Art von Sprache, deren äußere und innere Form völlig gleichgültig ist.

Dass diese Sprache der europäischen Geschäfte Englisch ist, ist aber keine Entscheidung für irgendetwas Europäisches, sondern eine Entscheidung für globale Praktikabilität. Niemand spricht in Brüssel Englisch, weil Englisch besonders europäisch wäre und etwa die europäische Identität befördern würde. Englisch wird gesprochen, weil es global verbreitet ist. Die weltweite Ausdehnung des britischen und des amerikanischen Empire war die politische Bedingung für die Globalisierung und machte deren Sprache zum Globalesischen.

Dem praktischen globalesischen Neo-Jacobinismus der Zentrale entspricht der ebenso praktische Soft-Jacobinismus der europäischen Völker: Diese lernen in einer rasanten Dynamik die globale Sprache. Jürgen Gerhards hat das gerade in einem Buch eindrucksvoll beschrieben.² Die Jungen können es besser als die Alten und die Nord-europäer besser als die Südeuropäer. Aber auch die Letzteren lernen eifrig, sogar Spanien, Italien und Frankreich holen auf. Und der Bundespräsident hat auch die älteren Ostdeutschen aufgefordert (wen sonst, die Jungen und die Westdeutschen können's ja schon?), sich das erwähnte »praktikable Englisch« zuzulegen. Bald können also alle Europäer – Jung und Alt, Nord und Süd, Ost und West – Englisch. Der Sprach-Traum des Jakobiners wird damit – viel schneller als in Frankreich – europäische Wirklichkeit: »Nous devons tous parler le même idiôme«, forderte der patriotische Grammatiker Domergue 1794, »wir müssen alle dieselbe Sprache sprechen.«³

Aber auch beim Volk ist die Verbreitung des Englischen keine patriotische Entscheidung für eine »Nation« oder Ähnliches, gar für eine Nation Europa. Die Entscheidung fürs globale Englisch ist kaum politisch oder kulturell motiviert, sondern praktisch-kommunikativ. Die Spur einer kulturellen Wahl dieser Sprache mag man höchstens noch in dem Wunsch vieler Junger sehen, so sein zu wollen wie die Amerikaner: cool. Die Europäer lernen diese Sprache jedenfalls nicht, weil sie Europäer sein wollen, so wie die Franzosen das Französische gelernt haben, weil sie Franzosen sein wollten. Die Europäer lernen diese Sprache als Sprache der Welt, als Globalesisch. Damit werden sie keine Nation im Sinne der Französischen Revolution. Sie eröffnen sich einen weltweiten Kommunikations-Raum für berufliche, touristische, wissenschaftliche Zwecke in der globalen Freihandels-Zone.

Obwohl nun Europa faktisch bald eine gemeinsame Sprache haben wird, ist diese *Lingua franca* nicht die Sprache Europas. Sie ist als *Lingua franca* eine kommunikative Notsprache, und als globale hat sie keine identitätsbildende Funktion: Sie macht Europa nicht »une et indivisible dans son langage«. Und das ist auch gut so: Europas sprachliche Identität – und da haben die poetischen Passagen der EU-Grund-Texte recht – liegt nach wie vor in seiner sprachlichen Vielfalt. Die modernen europäischen Sprachen haben seit der Renaissance die Erbschaft des alten Latein angetreten und sich zu voll ausgebauten Sprachen entfaltet, deren jede einzelne die



europäische Kultur in einer je besonderen Form repräsentiert. Das ist zwar kommunikativ hinderlich, aber es ist ganz offensichtlich der Wunsch der europäischen Völker gewesen. Wenn sie nun alle Globalesisch lernen, so gleichen sie das kommunikative Defizit durch eine kluge praktische Zweisprachigkeit aus. Nicht die jakobinische Idee der sprachlichen (und sonstigen) Uniformität macht Europa aus, sondern die föderale einer glücklichen Vielfalt seiner Teile. Deswegen kommt es darauf an, gerade diese Ebene der europäischen Sprachlichkeit zu fördern und zu schützen.

Globalesisch lernen die europäischen Völker sowieso, man muss darauf achten, dass sie ihre eigenen Sprachen nicht vernachlässigen, dass sie sich ihren Sprachen gegenüber loyal verhalten (Sprachloyalität ist in Europa verschieden stark ausgeprägt, die Deutschen sind hier eher auf der schwachen Seite). Denn die Zweisprachigkeit (oder Anderthalbsprachigkeit), auf die Europa zusteuert, ist für die europäischen Sprachen nicht ganz so harmlos, wie ich es bisher geschildert habe. Das »praktikable Englisch« lässt sich ja nicht sauber in seiner Funktion als Lingua franca von den anderen Funktionen trennen, die die Nationalsprachen erfüllen. Das »praktikable Englisch« greift auf Gebiete der Nationalsprachen über und schwächt diese: Wenn in den Wissenschaften die Nationalsprachen nicht mehr verwendet werden, wenn die Geschäfte zunehmend auf Globalesisch abgewickelt werden, wenn nur noch auf Globalesisch (oder so was Ähnlichem) gesungen wird, wenn also das globale Englisch die prestigereichen Diskursdomänen der Nationalsprachen erobert, wenn eine ehrgeizige Bourgeoisie ihre Kinder gar nicht mehr in den jeweiligen Sprachen erzieht, dann geschieht eben auch ohne offiziellen Jakobinismus das, was man in Frankreich beobachten konnte: Die Lingua franca, die »Sprache der Geschäfte«, wird zunehmend zur Sprache überhaupt, das heißt, sie wird zur »Sprache des Lebens in seinen natürlichen Verhältnissen« (Humboldt) und zur Sprache der Bildung und der Kultur, und die nationalen Sprachen ziehen sich in »niedere« gesellschaftliche Funktionen zurück und verschwinden am Ende: Das Okzitanische und das Bretonische haben sich aufs Land zurückgezogen, dann haben sie sich im Haus, schließlich bei den Alten verkrochen, wo sie – trotz aller regionalistischen Wiederbelebungsversuche – verklungen sind. Dafür, dass es sprachhistorisch so gehen kann, gibt es viele Beispiele. Der Untergang der Sprachen Frankreichs im Französischen ist das anschaulichste moderne

Beispiel. Das Verschwinden der italischen, keltischen und iberischen Sprachen im Lateinischen verdankt sich diesem Prozess des Übergreifens einer irgendwie »praktikablen« Sprache.

Wenn auch das Lateinische durch die Macht und das kulturelle Prestige Roms eine große glottophagische Gewalt im westlichen Mittelmeerraum ausgeübt hat, so sind die Römer aber umgekehrt auch das Volk, an dessen Sprachloyalität hier zu erinnern ist: Die römische Elite war zweisprachig, lateinisch-griechisch, das Griechische war ihr sogar mehr als nur eine Lingua franca, es war ihre »höhere« Bildungssprache. Aber die Römer haben immer an der Sprache der Väter festgehalten. Damit haben sie das Beste aus beiden Welten bewahrt.

So machen wir es auch, Europa, zweisprachig wie die alten Römer! Und wenn wir dann das alte Europa mit einem neuen, wahrhaft europäischen Sprachgeist erfüllen wollen, lernen wir noch eine dritte Sprache, diesmal keine globale, sondern eine europäische, eine Sprache unserer europäischen Freunde – auch zum Beispiel die Sprache eines Freundes aus der europäischen Vergangenheit, wie Latein. Diese Spracherlernung dient nicht primär dem egoistischen Zweck der Kommunikation, also der Mitteilung unserer eigenen Wünsche, sondern dem Zweck des Verstehens des Anderen. Damit lernen wir nicht nur diesen europäischen Anderen kennen, sondern auch, was eine Sprache ist: nämlich nicht nur ein Mittel der Kommunikation, sondern ein Mittel der kognitiven Welterschließung, eine kostbare »Weltansicht«. Erst wenn wir das verstanden haben, verstehen wir auch, warum wir unsere eigenen Sprachen »schützen und entwickeln« müssen, wie es der Vertrag von Lissabon in seiner Weisheit bestimmt.

1 Vgl. U. Ammon und J. Kruse: »Does translation support multilingualism in the EU? Promises and reality – the example of German«, in: *International Journal of Applied Linguistics* 23,1 (2013), S. 15–30

2 J. Gerhards: *Mehrsprachigkeit im vereinten Europa. Transnationales sprachliches Kapital als Ressource in einer globalisierten Welt*. Wiesbaden 2010

3 U. Domergue: »Adresse aux Communes et sociétés populaires de la République«, in: W. Busse und F. Dougnac: *François-Urbain Domergue. Le grammairien patriote (1745–1810)*. Tübingen 1992, S. 184